

Verantwortung – ein Teil meiner Existenz

— KRZYSZTOF ZANUSSI

Die Einladung, nach Nida zu kommen, ist für mich wirklich eine große Ehre. Das sage ich nicht nur aus Höflichkeit, mit dieser Ehre hat es eine tiefe Bewandnis.

Thomas Mann ist für mich wohl einer der wichtigsten Schriftsteller überhaupt. Er hat mich seit jeher sehr beeindruckt. Die erste Begegnung liegt allerdings sehr weit zurück. Das war in meiner Elementarschulzeit. Als mein Vater wieder einmal den „Zauberberg“ gelesen hat, erweckte dies meine Neugier und ich wollte das Buch auch unbedingt lesen. Mein Vater verbot es mir jedoch: „Das ist nichts für Kinder.“ Natürlich habe ich den Roman sogleich gelesen. Und war zutiefst beeindruckt. Bis heute habe ich ein sehr deutliches Bild von Hans Castorp und von dieser ganzen Geschichte.

Die nächste Erinnerung in Zusammenhang mit Thomas Mann ist für mich mit einer gewissen Melancholie, wenn auch in ungewöhnlichem Sinne, verbunden. Ich habe damals in einer Radiosendung gehört, dass Thomas Mann gerade an einem neuen Roman schreibt, dem „Doktor Faustus“. Es ist kaum zu glauben, dass ich zu jener Zeit schon wusste, wer Thomas Mann ist. Ich musste also warten, bis der neue Roman in polnischer Übersetzung vorlag. Denn erstens war ich zu faul, und zweitens reichten meine Deutschkenntnisse nicht, um das Werk im Original zu lesen. Dann ist das Buch endlich in Polnisch erschienen. Wenn ich an sich auch kein Freund von Büchern bin, in denen Autoren ihre eigenen Werke kommentie-

ren, habe ich doch mit Genuss gelesen, was Thomas Mann über seinen „Doktor Faustus“ geschrieben hat. Wo es sich um ein Meisterwerk handelt, ist ein Kommentar hilfreich.

Erlauben Sie mir, dass ich noch etwas mehr über Thomas Mann sage und erst später auf unser Thema „Künstler und Gesellschaft“ eingehe. Einerseits ist es ein schwieriges Thema, andererseits übermannen mich Erinnerungen. Und nicht zuletzt möchte ich diese einmalige Gelegenheit, im Thomas-Mann-Haus sprechen zu dürfen, ein wenig genießen.

Wenn ich mit meinen Erinnerungen fortfahren darf, dann komme ich zu anderen, ganz außergewöhnlichen Begegnungen mit einer Legende, die Thomas Mann heißt. Mittlerweile hatte ich auch in Deutschland Filme gedreht und an verschiedenen Theatern inszeniert. Eines Tages machte mir mein deutscher Produzent den Vorschlag, Klaus Manns „Mephisto“ zu verfilmen. Doch ich habe sofort gesagt: „Nein, das kommt überhaupt nicht in Frage.“ Für mich ist dieser Roman zu indiskret. Ich konnte mich doch als Pole nicht in diesen Familienkampf einmischen. Dafür schätze ich Thomas Mann zu sehr und Katja Mann lebte ja damals noch.

Mitte der 70er Jahre habe ich in Berlin meinen alten ungarischen Kollegen István Szabó getroffen, und er hat mich gefragt: „Wie schaffst Du es, immer wieder im Ausland Filme zu drehen?“ Meine Antwort: „Wenn Du Produzenten kennst, wenn Du Leute von der Filmindustrie kennst, kannst Du es versuchen.“ Und ich habe István Szabó mit dem Berliner Produzenten Manfred Durniok bekannt gemacht. István Szabó, der zwar Thomas Mann kannte, aber noch nie etwas über Klaus Mann gehört hatte, kannte keine Skrupel und meinte: „Das hat doch nichts mit Thomas Manns Familie zu tun, das hat mit mir zu tun. Das ist eine Geschichte von Künstler-Macht-Beziehungen und diese Geschichte ist universell.“ Und István Szabó hat mit diesem Film einen Oscar gewonnen, um den ich ihn noch immer beneide.

Ich kann aber auch eine ganz private Geschichte erzählen, die Thomas Mann und meine Familie betrifft, genauer gesagt die Familie meiner Frau. Es handelt sich um Vertreter des polnischen Adels,

die in Thomas Manns „Tod in Venedig“ beschrieben sind: Frau Gräfin Moes war eine Schwester der Urgroßmutter meiner Frau, und Herrn Tadzio habe ich sogar persönlich kennen gelernt. Für ihn als jungen Menschen war es ein arger Schock, was Thomas Mann über ihn geschrieben hatte. Vor allem war er sehr verärgert, weil er im Buch – zu Recht – als Adonis dargestellt ist. Ein paar Jahre später, nach dem Ersten Weltkrieg, ist er Offizier geworden. Dieses ambivalente Bild in der Novelle hat ihm gar nicht gefallen.

Er wollte sogar einen Prozess gegen Thomas Mann anstrengen, aber dann hat Thomas Mann den Nobelpreis erhalten. Es wäre lächerlich gewesen, gegen einen Nobelpreisträger einen Prozess zu führen. Bis an sein Lebensende blieb Herr Tadzio, der vor einigen Jahren gestorben ist, verärgert. Seine Schwester lebt noch und erzählte mir die Geschichte mit diesem ambivalenten Bild: Sollen sie darauf stolz sein, dass Thomas Mann dieses Treffen im Hotel Les Bains in Venedig geschildert hat, oder sollen sie sich schämen? Ich glaube, sie sollen stolz sein. Diese Beschreibung ist ganz sympathisch – die alte Dame sieht ganz gut aus. Wie die überlieferte Familienlegende besagt, war sie wirklich sehr schön. Thomas Mann hat dieses Meisterwerk geschaffen und wenn sie Teil dieses Meisterwerks sind, ist das doch gut.

Ich komme recht oft nach Venedig. Vor etwa zwei Jahren habe ich mit meiner Frau das Hotel Les Bains besucht und bin dort abgestiegen. Wir haben dort Überlegungen angestellt, an welchem Tisch Tadzio hätte sitzen können und an welchem Tisch dieser deutsche Schriftsteller. Das war ein einzigartiges Gefühl.

Sofort nach der Ankunft im Les Bains habe ich den alten Mann an der Rezeption über Thomas Mann ausgefragt. Er hat alles gewusst und mir sogar gesagt, in welchem Zimmer der Schriftsteller gewohnt hat. Ob das stimmt, ist natürlich eine andere Frage. In Italien sind diverse „Originalschauplätze“ von vielen Schriftstellern zu finden – auch ohne nachweisbaren Beleg. Aber es war eine schöne Erzählung.

Die erste Frage des Mannes an mich war allerdings: „Kann ich bitte Ihre Kreditkarte sehen?“ Meine Gegenfrage: „Wohnen hier so

viele Diebe oder haben Sie Angst, dass ich meine Rechnung nicht bezahle? War dies zu Thomas Manns Zeiten auch so?“ Die Antwort: „Nein, nein. Das ist die neue Barbarei von heute, amerikanische Sitten. Heute können wir niemandem mehr vertrauen. Vertrauen – das ist die Welt von gestern. Diese Zeiten sind vorbei.“

Thomas Mann hat viel über die Antinomien von Kultur und Barbarei geschrieben, aber das ist ein ewiges Thema. Ich will etwas vorsichtig sein. In meinem Alter, ich bin 66, ist es üblich, dass die Leute gern schlecht über die Zukunft reden und gut über die Vergangenheit. Das ist allerdings, so glaube ich, eine Falle. So darf man nicht denken und reden. Wir haben große Fortschritte gemacht. Heute können wir in allen Bereichen frei wählen. Wir können im Supermarkt nach unserer Wahl einkaufen; wir können leben, wie und wo wir wollen. Diese Freiheit können heute viele Menschen genießen, während sie in der Vergangenheit einer kleinen Elite vorbehalten war. Deshalb kann ich nicht nostalgisch von der guten alten Zeit sprechen.

Allerdings ist diese raffinierte Kultur der Elite teilweise verlorengegangen. Und darüber kann man sehr wohl voller Nostalgie sprechen, denn die hochentwickelte Kultur, nicht nur im Sinne der Kunst, auch die Lebenskultur, ist ein universeller Wert, den es zu verteidigen gilt. Wir werden alle als Barbaren geboren. Alle kleinen Kinder, die ich kenne, sind Barbaren. Die Kultur ist ein großartiger Prozess, im Kulturprozess entwickeln wir uns bis zu den Höhen der Menschlichkeit. Aber das ist keine Selbstverständlichkeit.

Was hat es mit der Verantwortung der Künstler auf sich in einer Gesellschaft, in der ich als Pole und als Europäer lebe? Und wir alle leben heute in einer Konsumgesellschaft. Zu sagen „ich bin gegen Konsum“ ist zu einfach, denn dabei handelt es sich ebenfalls um einen Wert. Die Menschheit hat jahrhundertlang gegen Hunger gekämpft. Heute leiden die meisten Menschen in unserer Gesellschaft keinen Hunger mehr. Das war doch eine begrüßenswerte Entwicklung.

Ich will weiter darüber nachdenken: Was ist denn Barbarei? Barbarei ist etwas, was immer wieder kommt. Wie schon erwähnt,

glaube ich, dass wir alle als Barbaren geboren wurden. Der Entwicklungsprozess eines Menschen hat für mich absoluten Wert. Wir müssen uns in jedem möglichen Sinne entwickeln, nicht nur intellektuell, nicht nur materiell, sondern auch im geistigen Sinne. Wir haben unsere Grenzen, aber wir haben auch ein großes Potential. Und ausgehend von diesem Potential können wir mehr oder weniger leisten.

Aus diesem Grund fühle ich mich verantwortlich für jede Botschaft, die der Zuschauer in meinen Filmen, in einem von mir inszenierten Theaterstück und der Leser in meinen Büchern findet. Mein Schaffen ist geprägt von der Frage: Nützt dies meinem ewigen Kampf gegen die Barbarei oder nützt dies nicht?

Kreatives Schaffen kann ja auch negativ sein. Zum Beispiel, wenn ich Werbung machen würde. Ich bin stolz darauf, keine Werbung zu machen. In der Werbung wird Schönheit eingesetzt, um die Zuschauer zu erobern, um sie zu manipulieren mit dem Ziel, dass die Zuschauer ein bestimmtes Produkt kaufen. Schönheit muss sich prostituieren, sich verkaufen, wie die Liebe. Und das ist gefährlich.

Natürlich gibt es heute viele Leute, die sagen: „Prostitution besteht zu Recht und Sie dürfen sie nicht kritisieren.“ Für mich geht das aber etwas zu weit. Im Rahmen einer Meisterklasse für Filmstudenten, die ich kürzlich in Frankreich geleitet habe, bekam ich von einem Teilnehmer ein interessantes philosophisches Buch geschenkt. Der Autor stellt die These auf, dass wir uns von der Liebe befreien müssen. Liebe sei eine Einschränkung der Freiheit und Freiheit sei wichtiger als Liebe. Diese neue nicht neo-liberale, sondern neo-libertinistische Theorie, dass es sich ohne Liebe besser lebt, fordert auch, unsere Kinder so zu erziehen, dass sie keine starken Bindungen eingehen.

Ich denke nicht, dass ich altmodisch bin, aber für mich ist das nicht genug. Für mich ist dieser junge Mann, der das geschrieben hat, einfach dumm. Aber solche Dummheiten in der Konsumwelt von heute werden nicht bestraft. Das alles ist erlaubt. Also müssen wir uns alle selbst verifizieren, prüfen, wo Wahrheit, wo Lüge ist.

Wir müssen selbst herausfinden, welche Art von Leben für uns besser ist, woran wir menschlich wachsen und reifen können. Leben ist ständige Bewegung, wenn wir uns nicht entwickeln, bleiben wir stehen.

Wir sind im Thomas-Mann-Haus, also muss ich auch etwas Kritisches sagen. Nicht über ihn. Auch wenn ich seine Biographie gut kenne und weiß, dass er kein Engel war. Aber seine Intentionen, die ich in seinen Büchern finde, sind für mich immer zutiefst menschlich und deshalb bin ich ein großer Thomas-Mann-Verehrer.

Natürlich gibt es auch andere große Schriftsteller; ein echter Antagonist ist Bertolt Brecht. Ich glaube, dass bei Brecht tief etwas Böses liegt und ich finde ihn oft nihilistisch, weil er aufgehört hatte, revolutionär zu sein, sondern nach der Erhebung vom 17. Juni Dinge geschrieben hat, die tiefe Heuchelei waren. Das ist für mich ein zweifelhaftes Beispiel eines Intellektuellen, der meiner Meinung nach nicht immer für seine Botschaft Verantwortung tragen wollte.

Ich erinnere mich an diesen ärgerlichen Satz von Brecht: „Erst das Fressen, dann die Moral.“ Das ist demagogisch und falsch.

Aber ich will nun auch etwas Problematisches ansprechen, das mich persönlich betrifft. Ich habe vorhin mit Stolz gesagt, dass ich als Filmschaffender nie einen Werbespot gedreht habe. Auch nicht, als ich jahrelang arm war. Oft hatte ich kein Geld, weil in einem so genannten sozialistischen Land wie Polen auch die Regisseure nicht sehr gut bezahlt wurden.

Ich erinnere mich daran, wie oft ich bei Aufenthalten im Westen überlegt habe: Kann ich mir einen Kaffee leisten oder nicht? Besser ein Wasser bestellen, aber lieber einfaches Wasser, kein Mineralwasser, da Mineralwasser sehr teuer ist. Ich bin überzeugt, dass ein Künstler sein Talent – sofern er welches hat – nie nur für Geld verkaufen darf. Werbung ist Arbeit nur für Geld. Das war für mich eine ganz einfache Überlegung.

Inzwischen weiß ich, dass meine großen Kollegen, wie etwa Fellini, der auch oft finanzielle Probleme hatte, ohne Scham Werbung machten und machen. Das ist die westliche Konsumwelt.

Vor einigen Jahren, schon zu Beginn der freien Marktwirtschaft in Polen, habe ich von einem niederländischen Produzenten ein überaus lukratives Angebot bekommen, einen Werbespot für ihn zu machen. Der Kommunismus in Polen war vorbei und wir waren mit einem großen Problem konfrontiert: Es war nicht die Frage, wie die Menschen lernen, in der freien Marktwirtschaft zu leben und zu überleben, sondern wie man den Homo sovieticus in sich abtöten kann, die sowjetische Mentalität. Wie können wir uns befreien, indem wir wieder zur Normalität kommen?

Ich habe bei meiner Arbeit eine Erfahrung gemacht, auf die ich sehr stolz bin. Ich hatte einen sehr alten Mann als meinen Vizedirektor gefunden. Der war sklerotisch. Sklerotische Menschen vergessen ja, was gestern war. Er wusste also, was die Sekretärin, was der Chauffeur macht, aber er hatte den ganzen Sozialismus vergessen. Nur nicht, was vor 1939 war. Er hat mein Büro neu organisiert, hat den Mitarbeitern erklärt, warum sie von einem Diensttelefon nicht privat telefonieren dürfen, hat neue Kontakte aufgebaut.

Dieser Vizedirektor hatte mit jenem niederländischen Industriellen gesprochen und mir dessen Angebot unterbreitet. Meine Antwort lautete: „Ich war stark genug, den Werbeangeboten zu widerstehen, als ich arm war. Heute habe ich genug Geld und ich werde diesen Spot nicht drehen.“ Das war streng gesagt.

Mein Vizedirektor wusste auch, dass ich immer wieder Personen finanziell unterstützte, die sich teure Operationen im Ausland nicht leisten konnten und auch Studenten armer Familien half.

So fragte mich mein Vizedirektor: „Finden Sie es wirklich gut, dass Sie dieses Angebot ablehnen? Die Dreharbeiten für einen Werbespot nehmen zwei Wochen Ihres Lebens in Anspruch. Und nach diesen zwei Wochen können Sie wenigstens zehn lebenswichtige Operationen finanzieren, wenn Sie wollen. Oder einige Stipendien zur Verfügung stellen. Ist es wirklich so mutig, Nein zu sagen?“

Ich bin katholisch und habe auch einen Bischof, einen wirklich guten Freund, zu Rate gezogen. Er gab mir einen für mich überraschenden Rat: „Du kannst den Werbespot machen, aber die

Hälfte des Honorars solltest du für deine eigenen Bedürfnisse ausgeben, etwa für eine Reise mit deiner Frau, die du sonst nie machen würdest. Die andere Hälfte gib Menschen, die es wirklich brauchen.“

Ich teilte dem Bischof meine Ansicht mit: Entweder mache ich den Werbespot und gebe das ganze Honorar den Armen, oder ich mache ihn nicht.

Doch der Bischof antwortete: „Das ist eine Falle. Superbia, Hochmut – das ist die schlimmste Sünde.“ Und das stimmt.

Den Vorschlag wollte ich mir eigentlich noch weiter überlegen. Doch dann kam das Ende, und das lief ab wie in einem schlechten Film. Der niederländische Industrielle hatte mir mitgeteilt, dass er mit seinem neuen Porsche nach Deutschland fahren werde, weil es dort auf den Autobahnen keine Geschwindigkeitsbeschränkungen gibt. Und kam bei einem Autounfall ums Leben.

Ein paar Jahre später habe ich mich für meine Stiftung engagiert. Da laden wir unter anderen Vertreter gegensätzlicher Standpunkte ein, die auch mit dem Publikum diskutieren. Ich hasse süße Worte. Es geht bei unseren Diskussionen um einen Dialog zwischen den verschiedenen Kulturebenen, der so genannten Hochkultur und der populären Kultur. Wir nennen letztere ohne Skrupel Kultur auf niedrigem Niveau, aber sie existiert und hat ihre eigene Energie.

Wir bringen interessante Künstler zusammen, wie Dichter oder einen Rapper mit Leuten, die Graffiti machen, oder einen sehr bekannten Maler mit Musikern und Popmusikern. Wir reden und erörtern, was uns eint und was uns trennt.

Es berührte mich, als ein Rapper sagte: „Ich bin stolz, dass Sie nie Werbung gemacht haben.“ Also hatte er etwas von mir erwartet, und das war eine Überraschung für mich. Ich hätte nie gedacht, dass ein Rapper mein Leben beobachtet und ein gutes Beispiel in mir sucht.

In jenem Augenblick habe ich verstanden, dass die Wahl eigentlich nicht bei mir liegt. Verantwortung ist ein Teil meiner Existenz. Wenn ich in der Öffentlichkeit bekannt bin und die Menschen mich beobachten, dann gebe ich nicht nur mit meinem Schaffen Signale,

sondern auch mit meiner Denk- und Lebensweise. Und genau diese Art Verantwortung zu tragen, habe ich gerade von Thomas Mann gelernt.

Ich möchte noch zwei Details aus meinem Leben erzählen, die mit dem Begriff Verantwortung zusammenhängen. Eine ganz kleine Episode: Anlässlich des 25. Jahrestages der Solidarność-Bewegung im August 2005 haben zwölf polnische Filmschaffende, die mit der Solidarność verbunden waren, darunter auch ich, mit Vaida als Redakteur, jeweils einen Filmbeitrag von zehn Minuten gemacht. Ich erzählte mit meinem Kurzfilm eine kleine Episode, die sich im Jahre 1980 während der Dreharbeiten zu meinem Spielfilm über das Leben des Papstes „From the Far Country“ („Aus dem fernen Land“) in Krakau ereignet hat. Den Film habe ich im Auftrag einer englisch-italienischen Koproduktion 1980/81 gedreht. Die Dreharbeiten waren von den kommunistischen Behörden erlaubt, wenn auch eher unwillig. Selbstverständlich handelte es sich dabei für uns nicht um eine Koproduktion, sondern nur um eine Dienstleistung. Und da drehten wir eine große Szene mit vielen Panzern. Die Handlung spielte sich gleich nach Kriegsende ab. Ich wollte zeigen, dass die Panzer, die vom Osten her kamen, bei uns geblieben sind. Für diese Szene habe ich eine gute logistische Unterstützung von der polnischen Armee erhalten. Über den Film durfte man niemandem erzählen, das war fast konspirativ. Aber stellen Sie sich vor: Um diese Zeit war in Polen mit einer sowjetischen Invasion zu rechnen. An der ukrainischen Grenze war schon eine wirkliche Konzentration sowjetischer Panzer zu beobachten. Und da drehe ich in Krakau meine Filmszene. Ringsum beobachten uns große Menschenmengen. Ich habe mit großer Angst die Szene gedreht. Während einer Drehpause wurde ich von einem Polizeibeamten zum Telefon gerufen. Also nahm ich den Telefonhörer im Polizeiwagen. Ich hörte eine Stimme auf Englisch, also etwas Unglaubliches, ein Mann fragt: „Christoph, don't I disturb you?“ Ich sagte: „Sie können sich nicht vorstellen, wie Sie stören. Wer sind Sie?“ Und die mir unbekannte Stimme sprach weiter auf Englisch: „Ich bin dein Freund aus der amerikanischen Botschaft. Über

unsere Satelliten haben wir russische Panzer in Krakau ausmachen können und uns gefragt, ob es sich schon um eine Invasion handelt, oder noch nicht. Das polnische Außenministerium hat uns von Dreharbeiten berichtet und mir das Gespräch mit Ihnen angeboten.“ Seit diesem Moment weiß ich, dass wir heute immer von einem Satelliten beobachtet werden und dass es auf dieser Welt keine Geheimnisse mehr gibt.

Aber es gibt noch eine Fortsetzung. 1990 oder 1991, nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, klingelte ein mir gänzlich Unbekannter an meiner Haustür in Warschau und sagte: „Herr Zanussi, Sie kennen mich nicht, aber ich kenne Sie sehr gut. Können wir einen Moment miteinander reden?“ Ich stimmte zu. Der etwa 45-jährige, der sich als Dichter und Intellektueller vorstellte, ich hätte ihn eher als Alkoholiker eingestuft, sagte zu mir: „Herr Zanussi, ich habe mehr als 20 Jahre mit Ihnen zusammen gelebt. Ich war Agent und ich hatte die Aufgabe, Ihre Briefe zu lesen und Ihre Telefongespräche abzuhören. Heute bin ich arbeitslos. Da ich Sie als Christ schätze, bitte ich Sie, mir zu helfen. Das ist doch Ihre Pflicht. Sie haben so schön über Ihre Kollegen geschrieben. Ich weiß, dass Sie ein guter Mensch sind. Also bitte, helfen Sie mir“.

Das war Erpressung. Aber ich habe einen Job für ihn gefunden, den er allerdings nicht haben wollte. Mein verstorbener Kollege Krzysztof Kiślowski hat dieses Motiv in seiner Trilogie „Rot“ verwendet. In der Trilogie handelt diese Geschichte in der Schweiz, aber das spielt keine Rolle, das ist dieselbe Geschichte. Ein Mann, der kein eigenes Leben hat und ein Leben von anderen Leuten lebt.

Gut, aber das ist auch ein Motiv, unsere Verantwortung ist wichtig. Alle Schriftsteller wissen: Wenn sie Briefe schreiben, schreiben sie diese nicht nur für einen Leser, sondern sie erwarten, dass die Briefe postum veröffentlicht werden und da muss das Geschriebene gut klingen. Das wissen wir.

Man muß aber auch bei jedem beliebigen Telefonat daran denken und die Verantwortung fühlen, das vielleicht jemand mithört. Wenn auch nicht auf dieser Welt, es gibt auch noch eine andere Wirklichkeit. Vielleicht gibt es jemanden im Himmel, der mächtiger

ist als ein Computer und genau weiß, was ich gesagt habe. Und das ist mein Motiv für dieses manchmal absurde Gefühl, für Verantwortung.

Die Frage an Herrn Zanussi wurde nicht aufgezeichnet, nur die Antwort. – Anm. der Übersetzung

Für mich ist das vergleichbar mit einer Exhumierung. Nach dem Tod werden wir begraben und ein paar Jahre ist es streng verboten, den Sarg zu öffnen. Später ist es sehr wohl erlaubt.

Wie ich schon erwähnte, war Thomas Mann sicherlich kein Engel und die Mann'schen Familienverhältnisse waren kompliziert und konfliktbehaftet. Aber ich denke, dass nach 50 Jahren die Distanz doch so groß ist, um der Wahrheit auf den Grund zu gehen. In dieser Wahrheit gibt es jedoch keine Gerechtigkeit: Die Memoiren eines begabten Schriftstellers lesen alle, die Werke Untalentierter werden kaum gelesen. Talent hat seinen Preis. Allerdings sind Wertung und Beurteilung immer eine Streitfrage – wer mit seiner Beurteilung Recht hat, wer nicht.

Wenn mein Verhalten korrekt ist, brauche ich keine Angst zu haben, wenn jemand über mich schreibt. Wenn er Unwahres berichtet, ist das sein Problem, nicht meines. Theoretisch klingt das gut, praktisch ist das aber nicht leicht.

Da ich noch lebe, ist es für mich eine ganz neue Erfahrung, dass ich mich in den Tagebüchern meiner Kollegen wieder finde. Normalerweise werden Tagebücher doch erst nach dem Tod publiziert. Ich habe mich in den Tagebüchern meines Freundes Andrej Tarkowski gefunden. Er hat Tolles und Schönes über mich geschrieben, aber einmal auch das Gegenteil. Und das war gar nicht schlecht. Ich weiß nicht, warum seine Ehefrau unser kurzes Gespräch zensuriert hat. In seinem italienischen Exil habe ich Andrej Tarkowski mehrmals getroffen. Da er kaum Italienisch sprach und auch keine anderen Fremdsprachen beherrschte, war er recht einsam. Wir haben stundenlang geplaudert. Allerdings war mein Russisch das Russisch eines Komsomolzen (Kommunistische Jugendorganisation der

Sowjetunion – Anm. der Übersetzung.). Aus solchen Büchern habe ich mein Russisch gelernt. Andrej Tarkowski und ich haben aber hauptsächlich über Theologie und das Schuldgefühl gesprochen. Da ergaben sich riesige Probleme mit dem Vokabular, wir haben uns über das Lateinische geholfen. Tarkowski hat mich bei meinem Russisch immer unterstützt und zu mir gesagt: „Krzysztof, du sprichst fabelhaft Russisch. Ich genieße es, mich mit Dir zu unterhalten.“ Und dann schrieb er in sein Tagebuch: „Es ist schrecklich, wenn ich daran denke, dass mein Sohn Andrjuscha in 20 Jahren genauso grauenhaft Russisch sprechen wird wie Zanussi“. Das ist schrecklich. Natürlich hatte er Recht – für einen echten Russen war mein Russisch tatsächlich eine Katastrophe.

Gehalten am 13. Juli 2005

Krzysztof Zanussi, geboren 1939 in Warschau. Er ist ein polnischer Filmproduzent und Regisseur. Er studierte zunächst Physik in Warschau, später Philosophie in Krakau. Seine Filmbildung erhielt er 1960–1966 an der Filmhochschule Lodz. Er unterrichtet als Professor an der Schlesischen Universität in Katowice und lehrt außerdem als Professor für Europäischen Film an der European Graduate School in Saas-Fee (Schweiz). Seit 1979 ist er Direktor und künstlerischer Leiter des Filmstudios „TOR“.